

CHRISTIAN BARON



EIN
MANN
SEINER
KLASSE

classen

Dass der Mann diese Erwachsene für eine Schülerin hielt, lag sicher nicht nur daran, dass sie gerade einmal eins fünfundfünfzig misst, auch nicht an ihren hellbraun gefärbten Locken, und es lag wohl auch nicht nur an ihrem für Frauen dieses Alters ungewöhnlich jugendlichen Kleidungsstil, sondern auch an ihrer eigenwillig mädchenhaften Aura.

Auf die Frage nach dem Hass auf meinen Vater antwortet sie mit einem knappen, lauten »Ja«.

Wirklich? Habe sie zu keiner Zeit gedacht, der Mann könne ihre Schwester auf Dauer glücklich machen nach diesem schrecklichen Erlebnis?

Tante Juli sieht mich an. Traurig. Oder nein, traurig sieht sie nicht aus. Eher: mitleidig. Ja, sie sticht mir mit ihrem Blick mitleidig in die Augen. Knapp und laut sagt sie: »Nein.«

Bis jetzt gab es am siebzehnten Geburtstag meiner Mutter nichts auszusetzen. Nachdem der Erdbeerkuchen unter Aufsicht der Eltern verputzt war, hatten sich das Geburtstagskind und dessen kleine Schwester ins Gebüsch begeben, um am Kippenhügel den Frühsommer des Jahres 1980 zu begrüßen. Aus den geöffneten Fenstern des Wohnblocks drang die Musik herüber. Alle paar Minuten wurde sie lauter, so als fände da ein Wettbewerb statt, wer die beste Tonqualität zu bieten hatte. Und auch die Lieder wechselten in schneller Folge. Spielte der eine *Bobby Brown* von Frank Zappa, antwortete ein anderer mit *Boat On The River* von Styx. Schmetterte von der einen Seite *Another Brick In The Wall* von Pink Floyd, ertönte kurz darauf von der anderen Mike Krügers *Der Nippel*.

Sie rieten gerade, wer wohl mit welchen Klängen den Hof beglückte, da piff jemand. Der Typ kam direkt auf den Kippenhügel zu. Natürlich, dachte Tante Juli, musste ausgerechnet jetzt dieser elende Rotschopf auftauchen. Ohne Tante Juli zu beachten, stopfte er seiner Angebeteten die Zunge in den Hals. Dann sagte er »Alles Liebe zum Geburtstag« und gab meiner Mutter eine kleine, in Zeitungspapier eingewickelte Schachtel.

»Hoffentlich Kondome«, sagte Tante Juli.

Der Rotschopf zeigte ihr den Mittelfinger.

Es waren Eintrittskarten. Nicht irgendwelche, nein, es waren Tickets für das in drei Tagen stattfindende Konzert von Bob Marley im Stadion auf dem Betzenberg.

»Bestimmt gefälscht«, sagte Tante Juli.

»Hey, Mauerblümchen«, blaffte der Rotschopf, »du hast jetzt mal Sendepause.«
»Von nem Dummschüler wie dir lass ich mir bestimmt nicht den Mund verbieten.«
»Geh nach Hause und drück dir vorm Spiegel deine Pickel aus, du Vogelscheuche.«
»Lass dir von dem nicht so was andrehen«, rief Tante Juli ihrer Schwester zu, »sonst stehste am Eingang und kommst nicht rein.«

Das Gesicht des Rotschopfs färbte sich rot.

»Halt dein verdammtes Maul, Rollmops«, brüllte er.

»Sag schon: Wo hast du die Karten her?«

»Was geht dich das an?«

»Fragen mit Gegenfragen beantworten. Schlawiner«, sagte meine Mutter. Das war alles, was sie sagte. Kein Wort der Verteidigung für Tante Juli, kein Wort der Mäßigung gegenüber ihrem Freund.

»Wahrscheinlich wieder mal vom Laster gefallen«, zischte Tante Juli.

Der rot angelaufene Rotschopf trat mit zwei schnellen Schritten auf Tante Juli zu und holte aus, aber sie war flinker und lief davon. Im Hof hallte mittlerweile nur noch ein Lied: *I Was Made For Lovin' You* von Kiss.

Hochschwanger sei sie gewesen, und sie wollten unbedingt heiraten, noch bevor Benny zur Welt kommen sollte. Wenn Tante Juli davon erzählt, dann klingt ihre Stimme noch heute so, als hätte meine Mutter mit Babybauch drei Flaschen Schnaps getrunken und sei danach gegen Muhammad Ali in den Boxring gestiegen. Wie konnte sie nur? Nach allem, was ein paar Jahre zuvor geschehen war?

»Womöglich war das so ein religiöses Ding«, sage ich. »Die Eltern hatten Angst vor dem sozialen Tod, wenn ihre Tochter ein uneheliches Kind gebären würde.«

Tante Juli lacht. Ihre früh verstorbene Mutter, also meine Großmutter, habe nicht mal gewusst, dass sie katholisch war. Und ihr Vater, also mein Opa Willy, scherte sich noch nie darum, was die Leute über ihn dachten. Es sei ganz einfach wieder einmal so eine unerklärlich sture Aktion meiner Mutter gewesen.

Am 16. März 1984 traten sie beim Standesamt an. Tante Juli zeigt mir die Hochzeitsfotos. Auf allen lächelt meine Mutter gequält. Lag es an dem damals schon keimenden Ärger im Liebesparadies oder daran, dass sie keine schicke Umstandsmode hatte und deshalb wie eine Presswurst in einer weißen Bluse steckte? Mein Vater musste trotz seiner erst dreiundzwanzig Jahre Geheimratsecken verbergen, woran er schon damals kläglich scheiterte. Ansonsten aber war er herausgeputzt wie nie zuvor und nie

danach, er hatte sich zum ersten und einzigen Mal im Leben einen Anzug samt Krawatte geliehen. Inzwischen hatte er einen Oberlippenbart, mit dem er Freddie Mercury nacheiferte, dem Sänger seiner Lieblingsband Queen. Mit seinem leichten Überbiss hatte er tatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit mit seinem Star, wenn auch nur sehr entfernt.

Aus dem Repertoire von Queen habe dann auch der musikalische Teil der Fete bestanden, sagt Tante Juli. Von seiner eigenen Lohntüte habe mein Vater eine Coverband engagiert. Besser als alle anderen in der Region spielte sie *Killer Queen*, *Another One Bites The Dust*, *We Will Rock You* oder *We Are The Champions*. Eine kleine, aber ausgelassene Feier sei es gewesen, in einem Tanzlokal unweit des Standesamts. Mein Vater soll ein Bier nach dem anderen gekippt haben. Kein einziges Mal habe er an diesem Tag die Finger von meiner Mutter gelassen, sagt Tante Juli. Vor allem ihr habe er damit zeigen wollen: Diese Frau gehört jetzt mir, und es gibt nichts, was du dagegen tun kannst.

Tante Juli und meine Mutter hatten damals angefangen, die leichte Reizbarkeit meines Vaters auszunutzen. An diesem Tag, sagt Tante Juli, verständigten sie sich vor allem über Blickkontakt. Als alle zu *Don't Stop Me Now* tanzten, da genügte ein Zwinkern meiner Tante, und meine Mutter flüsterte ihrem Vermählten ins Ohr, der Kellner habe ihn vorhin erst als Schwachstromelektriker bezeichnet und kurz darauf über seine angeblich watschelnden Tanzbewegungen gelacht, sie habe es ganz genau gehört. Was sei der Kerl wieder rot angelaufen, freut sich Tante Juli, man habe ihn fast mit einer Ampel verwechseln können.

Zu Handgreiflichkeiten sei es nicht gekommen. Mein Vater hätte im Kampf gegen den durch Hanteltraining definierten Barmann sowieso nichts erwarten können. Außer Schmerzen. Kurz nach Mitternacht traten dann ganz andere Schmerzen ein: Mein Bruder wollte raus aus dem Bauch, hinein in die Welt.

Mein Vater habe gar nichts mehr mitbekommen, sagt meine Tante. Als gutes Omen habe sie damals empfunden, dass er zurückblieb, während sie mit meiner Mutter ins Krankenhaus fuhr. Diesmal würde alles gut laufen, da war sie absolut sicher. Ganz im Gegensatz zu meiner Mutter, die bis in den Kreißsaal hinein weniger wegen der Wehen weinte, sondern aufgrund einer Vorahnung, von der sie ständig sprach. Das Kind könne unmöglich durchkommen, es werde wieder eine Totgeburt, eigentlich könne man sich diesen Trip gleich sparen, sie sollten sie diesmal aber unter Narkose setzen, unter Vollnarkose, damit sie nicht schon wieder ihr eigen Fleisch und Blut sterben sehen müsse. Bitte nicht schon wieder. Bitte nicht.

Es sei der letzte Moment des ganz großen Glücks gewesen, den sie in den Augen meiner Mutter gesehen habe, sagt Tante Juli. In den Minuten, als sie ihren gesunden Sohn in Armen hielt, habe sie vor Überwältigung geheult, ihrem schreienden Kind zärtliche Worte zugeflüstert. An einen dauernd wiederholten Satz erinnert sich meine Tante noch sehr genau: Sie werde immer für ihn da sein, habe meine Mutter dem Neugeborenen gesagt, niemals würde sie ihn verlassen, niemals würde sie ihn im Stich lassen, niemals.

Gut, mein Vater habe immer wieder mal zu tief in die Flasche geguckt, aber das sei damals normal gewesen. Benny habe sich prima entwickelt, schon mit einem halben Jahr sei ihm eine pechschwarze Mähne auf dem Kopf gewachsen, so pechschwarz und voluminös wie die Haare meiner Mutter, die daraus bei ihrem Erstlebensgeborenen eine Prinz-Eisenherz-Frisur habe machen lassen, die bis heute zum Stimmungsaufheller bei jedem Familientreffen taugt. Endlich war einfach mal alles gut.

Bis zum Januar 1985.

»Du lieber Himmel«, hatte damals sogar der sonst schwer aus der Ruhe zu bringende Opa Willy gesagt, »das darf doch alles nicht wahr sein!«

Warum musste sie sich schon wieder schwängern lassen? Ausgerechnet jetzt! Meine Mutter ging zwei Mal pro Woche putzen, mein Vater hatte eine Festanstellung gefunden, als Möbelpacker bei *Schulz & Kuhnert*. Jetzt wollten sie endlich raus aus ihrem Einzimmerkabuff. Aber nix da. Schöne Scheiße.

Ein Wunschkind war ich nicht. Doch das war auch Benny schon nicht gewesen. Meine Eltern entwarfen ihr Leben nicht am Reißbrett. Tagsüber arbeiteten sie, abends hingen sie ihren Träumen nach. Dichterin wollte meine Mutter werden, ihre Reime in Büchern veröffentlichen, richtige Schmuckausgaben in Leinen schwebten ihr vor, und dafür wollte sie ein wenig Geld verdienen. Nur behielt sie das lieber für sich. Mein Vater wollte umschulen. Polizist sein, das war seine Sehnsucht. Als Freund und Helfer all die Diebe und Gauner, die Räuber und Verbrecher, die Vergewaltiger und Steuersünder eigenhändig hinter Gitter bringen. Nicht so dilettantisch sein wie die Bullen in den *Police-Academy*-Filmen, die bei uns zum Familienkanon gehörten.

Nein, mein Vater wollte sein wie der Bulle in *Stop! Oder meine Mami schießt!*, den wir ebenfalls für ein Leinwandwunder hielten. Sylvester Stallone spielt darin einen Sergeant, der mit seiner Mutter gegen Waffendealer kämpft. Mein Vater erzählte jedem,

der es hören wollte, von seinem Traumberuf – und erst recht erzählte er jedem davon, der es nicht hören wollte.

Eines Abends, meine Mutter war im sechsten Monat schwanger, kam mein Vater mal wieder tief in der Nacht von der Kneipe nach Hause. Die drei lebten auf kleinstem Raum in einem Vorort von Kaiserslautern, den sogar unter der Woche nur eine Handvoll Male ein Bus ansteuerte. Küche, Wohnzimmer und Schlafraum bildeten eine Einheit, es gab keine Rückzugsmöglichkeit, das Fiepen des Kühlschranks war den Bewohnern ein erduldetes Tinnitusersatz. Meine Mutter lag längst im Bett, als das Aufstoßen meines Vaters sie und Benny aus ihrem leichten Schlaf erwachen ließ. Na gut, dachte sie, da ich schon mal wach bin und der kleine Prinz Eisenherz sicher Hunger hat, kann ich ihn auch gleich fragen.

Ob er das Geld habe.

»Welches Geld«, fragte mein Vater.

Eine Frage mit einer Gegenfrage beantworten. Schlawiner.

»Na, das Geld für die Miete«, sagte meine Mutter.

Das werde sie ja wohl schon weggelegt haben, lallte er, hier sei er fürs Geldverdienen zuständig und sie für den Haushaltskram.

»Hast du das Geld aus der Blechdose genommen?«, fragte sie in der engen Küchenzeile.

»Latürnich«, nuschelte er.

»Was ist daran natürlich?«

Er fing an zu lachen. Er lachte meine Mutter aus.

»Was gibts da zu lachen?«, brüllte sie. »Was gibts da verdammt noch mal zu lachen?«

Er fuchtelte mit dem Zeigefinger vor dem Gesicht meiner Mutter herum und stammelte: »Das is mein sauer verdientes Geld. Davon werd ich mir wohl noch ein Bierchen gönnen dürfen.«

Er rülpste, und meine Mutter setzte meinen Bruder auf den Babystuhl.

»Wir sind schon zwei Monate im Verzug. Sollen wir auf der Straße landen? Willst du das?«

»Reg dich ab«, bellte mein Vater. »Hat sich bis jetzt alles noch geregelt irgendwie.«

»Jeden Tag steht der Vermieter mir vor der Linse. Weißt du, was er heute gesagt hat? ›Wenn Sie nicht bis nächste Woche zumindest eine Monatsmiete gezahlt haben, muss ich Sie rauswerfen.‹ Das hat er gesagt.«

Plötzlich wankte und lallte mein Vater nicht mehr. Was könne er denn dafür, bellte er, wenn sie dumme Kuh zu blöd sei, mit dem Geld auszukommen, das er ihr jede Woche gebe? Sie solle doch selber arbeiten gehen und sich nicht rausreden, weil sie so